

Inhalt

Sebastian Fitz-Klausner, Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel
Familie und Normalität. Einführende Überlegungen 7

Anne-Christin Schondelmayer
Familie, Herkunft und Normalität 23

Anja Schierbaum
Zur Geschichte der Familie 43

Familien und pädagogische Institutionen

Lalitha Chamakalayil, Oxana Ivanova-Chessex, Bruno Leutwyler, Wiebke Scharathow
„... wieder das Klassen-Ding“. Bildung als biographischer
Positionierungsprozess in familialen Verwobenheiten 61

Angela Rein
Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe. Familienkonstruktionen
zwischen Ent-Normalisierung und Normalisierung 77

Christine Riegel
Familie jenseits der heterosexuellen und zweigeschlechtlichen Norm.
Ambivalente Prozesse der Normalisierung und Anerkennung 95

Carsten Schröder
Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen im Verhältnis von Familie und
Professionalität in familienanalogen Wohngruppensettings 113

Ulrike Koopmann
Normalität von Familie im Kontext von Flucht. Erfahrungen, Deutungen
und Praxen geflüchteter Frauen 131

Donja Amirpur
„Vielleicht hätte mein Sohn dabei bleiben können“. Eine ethnographische
Collage zu Othering auf behinderten Schulwegen 149

Familienleben

<i>Angela Wernberger</i> Einelternfamilien als familiale Lebensform im ländlichen Raum.....	171
<i>Tino Schlinzig</i> Zwischen Anlehnung, Zurückweisung und Selbstbehauptung. Positionierungen multilokaler Nachtrennungsfamilien zum Leitbild der „Normalfamilie“	189
<i>Désirée Bender</i> Co-Elternschaften. Familienverhältnisse in Un-Ordnung?	207
<i>Elke Kleinau, Christoph Piske</i> Normalitätskonstruktionen von Familie in einer Befragung niederländischer <i>Children Born of War</i>	225
<i>Michael Tunç</i> Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven	245
<i>Kadidja Rohmann</i> Zur Normalität der Elternschaft von Menschen mit Lernschwierigkeiten ..	263

Familien und Technologien

<i>Diana Dreßler</i> Mediennutzung in der Aushandlung von „guter“ transstaatlicher Mutterschaft	285
<i>Sarah Dionisius</i> „Wie ein Mensch zweiter Klasse“. Reproduktionsmedizin, Heteronormativität und Praktiken der Aneignung	303
<i>Cornelia Schadler</i> Dinge als Mit-Eltern und die Konsequenzen für Definitionen von Sozialisation und Familie	323
Autor*innenverzeichnis	341

Familie und Normalität. Einführende Überlegungen

Sebastian Fitz-Klausner, Anne-Christin Schondelmayer, Christine Riegel

„Familie“ ist nach wie vor ein stark normativ aufgeladenes Konstrukt. Damit verbundene Bilder und Vorstellungen sind extrem wirksam – im gesellschaftlichen sowie im pädagogischen, im sozial- sowie erziehungswissenschaftlichen Bereich. So finden sich auch in der Familienforschung idealisierte und ideologisch aufgeladene Vorstellungen von Familie (vgl. Lenz 2016: 168), welche mit gesellschaftlichen und alltäglichen Normalitätsvorstellungen interagieren, sodass sie weitreichende Auswirkungen auf Familienpolitik und pädagogische Praxis haben. In dieser Hinsicht konstatiert Karl Lenz (2016, u.a. in Bezug auf Lüscher 1995) eine gewisse Ideologisierung des Gegenstandes. Normalität von Familie wird dabei auf mindestens zwei Ebenen bedeutsam: Wer ist bzw. zählt zur Familie und was ist in einer Familie normal? In unseren einführenden Überlegungen skizzieren wir den Ausgangspunkt des vorliegenden Bandes und stellen die einzelnen Beiträge kurz vor.

Im Allgemeinen ist die Auseinandersetzung zu Familie grob geprägt von zwei Argumentationsmustern bzw. großen Erzählungen, nämlich dem Verlust familialer Werte auf der einen, der Betonung einer Pluralisierung von Familienformen durch gesellschaftliche Modernisierungsprozesse auf der anderen Seite (Jurczyk 2014: 50). In beiden Mustern wird größtenteils weiterhin konstant auf das hegemoniale Bild einer Normalfamilie rekurriert, das implizit als bürgerlich, weiß, heterosexuell, cisgeschlechtlich, monogam, sesshaft, gesund und leistungsfähig konzeptualisiert und z.T. naturalisiert wird. Gleichwohl Gesellschaften historisch stets von einer familialen Pluralität geprägt waren, deren Wandel entlang zahlloser Dis-/Kontinuitäten geschieht (Nave-Herz 2010: 47f.), verharrt die normative Kleinfamilie und deren Rollenzuschreibungen als Gegenfolie und unmarkierte Linse, durch welche alle weiteren Lebensformen als „anders“ erscheinen (Lück/Ruckdeschel 2018: 63; Oelkers 2012: 135-136, 139). So wird beispielsweise trotz zunehmender Akzeptanz Kinderlosigkeit in partnerschaftlichen Beziehungen immer wieder auch als suspekt, egoistisch und abnormal betrachtet (Dorbritz/Ruckdeschel 2018: 151), während zugleich Kinderbekommen im vermeintlich falschen Rahmen (jugendlich, außerhalb von Partnerschaften) (McRobbie 2010: 124-125) oder im „Übermaß“ (Diabeté et al. 2018: 172) problematisiert und zum medialen Spektakel wird, um (zumeist klassistisch) derartige Familienkonzepte alteriert auszustellen und zu stigmatisieren. In solchen

Kontexten verdecken v.a. postmoderne Anrufungen von fragmentierter/(h) Normalität(en) (im Sinne von: „heute gilt ja alles als normal“) (Carson 2003: 85-86) derartige machtvolle normative Narrative, die hinter dieser Argumentation wirken. Denn gleichzeitig werden über Familienmythen und -ideologien, die sich auch in Politiken und Gesetzen niederschlagen (Oelkers 2012: 143-144), gesellschaftliche Ordnungen hergestellt und damit bestimmte Ungleichheitsverhältnisse reproduziert, insbesondere im intersektionalen¹ Zusammenwirken von *gender*, *class* und *nation* (Collins 1998).

Trotz des schleichenden Abbaus von unmittelbaren Stigmatisierungen und Pathologisierungen spezifischer Familienformen und einer erhöhten Sichtbarkeit dieser (u.a. alleinerziehend, homosexuelle Ehen) (Meyer 2011: 345, 348) durchdringen Normalitätsvorstellungen von Familie weiterhin sämtliche gesellschaftliche Bereiche sowie das Leben von Subjekten und Generationenbeziehungen, die sich als Familie verstehen. Dies gilt auch für pädagogische Verhältnisse (Lenz 2016), in denen oft (Herkunfts-)Familie in einer spezifischen Konstellation zum selbstverständlichen Ausgangspunkt der Analyse und des Handelns gemacht wird, was aber nicht immer den vielfältigen Existenzweisen von Subjekten und Familien entspricht. Familie ist ein *nomos* (vgl. Bourdieu 1998: 128) und dementsprechend gilt es, wie Markus Rieger-Ladich konstatiert,

„zu zeigen, weshalb der Status quo, in dem nach Bourdieu die Interessen der privilegierten sozialen Gruppen auf verdeckte Weise zum Ausdruck kommen, häufig als natürliche Ordnung der Dinge wahrgenommen wird – und dies eben auch von den Minderprivilegierten“ (Rieger-Ladich 2017: 343).

Im pädagogischen Kontext von Schule, Sozialer Arbeit oder Erwachsenenbildung werden intersektional konturierte Vorstellungen von Familie mitverhandelt und zugleich damit verknüpfte Normen, Zuschreibungen und Differenzordnungen bzgl. Geschlecht, Begehren, Klasse und natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit. Besonders relevant werden solche Vorstellungen von Normalität für diejenigen, die nicht dem hegemonialen Bild entsprechen. Diese gesellschaftlich dominanten Normalitätskonstruktionen wirken auch in

1 Das Konzept der Intersektionalität beschreibt das reziproke Zusammenwirken diverser Machtverhältnisse und damit verbundener Kategorien, wie Geschlecht, Behinderung, Ethnizität usw. Anstelle einer reinen Addition verweist der Ansatz auf ein interdependentes Zusammenspiel zwischen diesen Strukturkategorien, die neue (andersartige) Dimensionen von Diskriminierungs- und (Ohn-)Macherfahrungen produzieren (siehe etwa Walgenbach 2011; Winker/Degele 2009). Obgleich insbesondere die Erziehungswissenschaften, wie etwa Katharina Walgenbach ausführt, „mit der prominenten Kunstfigur des ‚katholischen Arbeitermädchen vom Lande‘“ (Walgenbach 2011: 113) auf eine lange Traditionslinie verweisen kann, die seit den 1960er Jahren komplexe Wechselbeziehungen verschiedener Machtkategorien (Religion, Klasse, Geschlecht, Region) feststellte, etablierte sich dieser Zugang als „Analyseparadigma“ erst mit der Kritik des black feminism gegenüber der vermeintlichen Universalkategorie „Frau“, mit welcher der weiße US-amerikanische Mittelschichtsfeminismus zunehmend operierte (115-117).

Familien hinein, es finden diesbezügliche Adressierungen und Subjektivierungsprozesse statt. Die einzelnen Subjekte sind jedoch auch an Herstellungs- und Aushandlungsprozessen von Bildern zu Normalität und von Dominanzverhältnissen, wie z.B. Rassismen, Klassismen, Sexismen, Heteronormativität usw., beteiligt, sie können diese auch infrage stellen, verschieben und praktisch in Bewegung bringen. Ebenso werden Normalitätsvorstellungen durch soziale Kämpfe und Emanzipationsbewegungen sowie durch internationale Mobilität, transnationale Migration und damit verbundene gesellschaftliche Veränderungen herausgefordert und können sich verändern. In gesellschaftlichen und professionellen Diskursen zu Familie wird immer wieder verhandelt, wie verschiedene Beziehungsstrukturen zu fassen sind und welche Bedeutung ihnen zukommen. Gerade auf der Ebene des praktischen Alltagslebens steht meist im Vordergrund wie Fürsorgebeziehungen gelebt werden.

Trotz der momentan hegemonialen Wirksamkeit einer „neu gefundenen“ Pluralität von Lebensweisen ist „davon auszugehen, dass es *die* Familie nicht gibt bzw. auch nie gab“ (Peter 2012: 19, Herv. i. Orig.), sondern stets nur normative, oftmals naturalisierte Familienkonzepte. (Sub)Kulturell wurden diese Konzepte letztlich zu Dominanten und Leitbildern indem sie sich v.a. in der Moderne um den Begriff der „Normalität“ formierten. In seinem vielzitierten „Versuch, eine sowohl systematische wie historische Theorie des ‚Normalen‘ [...] zu entwickeln“ (Link 2006: 7), arbeitet der Soziologe Jürgen Link das „Normale“ als spezifisches Phänomen heraus, das durch die Dispositive der westlichen Moderne entwickelt wurde und sich in unserem Alltagsverständnis verfestigt hat. Vor allem der Bedeutungsgewinn von statistischen Erhebungs- und Verwertungsformen von Massendaten, die zunehmend biopolitische Diskurse im ausgehenden 18. und insbesondere dem 19. Jahrhundert geprägt haben, diente als zentrales Fundament, um dem spezifischen „Normalismus“-Diskurs zunächst in den Spezialdiskursen der Demografie und Medizin und dann in weiterer Folge in gesellschaftlichen Alltags- bzw. Mainstreamdiskursen (Elementardiskurs) zu etablieren (Link 2006: 19-20). Als „eng vernetzte[s] Komplex aus diskursiven Konzepten und Modellen wie praktischen Verfahren“ (20) bestimmt „Normalismus“ weite Teile hegemonialer Diskussionen zu gesellschaftspolitischen Fragen mit, wie etwa zu Migration, Geschlecht, Sexualität und natürlich zu Familie.

Obgleich, historisch gesehen, „Normalität“ nicht zwangsläufig mit dieser verdateten Gesellschaftsperspektive einhergehen muss, bietet „Normalismus“ der „Normalität“ als Diskursfragment eine Basis zur Naturalisierung von Ansprüchen und zur Machtproduktion, da „die Interdiskurse [...] diese verschiedenen Normalitäten [aus verdateten Spezialdiskurse] zu allgemein kulturellen Vorstellungen von Normalität [integrieren]“ (20), die in weiterer Folge den „Elementardiskurs“, d.h. somit gesellschaftliche Diskussionen sowie

hegemoniale Vorstellungen, bestimmen. Dementsprechend seien nach Link „moderne Alltage nicht deshalb normal [...], weil sie an ewiger Alltäglichkeit partizipieren, sondern weil sie normalisiert sind“ (28), d.h. in dem Zusammenspiel aus „Normalismus“ und „Normalität“ als „normal“ erzeugt werden. Doch trotz dieses Näheverhältnisses zueinander und zu „Normativität“ warnt Link vor der „verführerische[n] Falle“ (175), sie (nahezu) synonym zu verwenden, da klare Grenzen zwischen den einzelnen Begriffen gezogen werden müssen, um diese theoretisch systematisch einsetzen zu können. Etwa betont Link die klare Differenz zwischen einer präskriptiven „Normativität“ und deskriptiven „Normalität“, die im landläufigen Gebrauch zumeist verschüttet wird. Während aus normalistischer Perspektive „Normalität“ als ein Bereich verstanden wird, der in deskriptiver statistischer Auswertung konstituiert wird (wo liegt der Mittelbereich, welche Werte liegen im Grenzbereich einer Gaußschen Glockenkurve), versteht Link den „Komplex des Normativen“ als „sanktionsbewehrte binäre Erfüllungsnorm“ (34) juristischer, kultureller oder ähnlich gesellschaftlicher Regeln. So könnte etwa Gewalt innerhalb der Familie von einem normalistischen Blickwinkel durchaus einen „Normalitätsanspruch“ aufgrund ihrer Häufigkeit geltend machen, während jedoch eine normative Perspektive diese klar als „unnormal“ diskutieren und bewerten würde.

Letztlich strahlt in der zunehmenden Dominanz von normalistischen Diskursen, der eine (Selbst-)Vermessung des Sozialen vorangeht, insbesondere die Zugehörigkeit zu „eine[m] breiten Mittelbereich“ in erster Linie eine „Sicherheit aus“, da den zugehörigen Positionen aus verdateter Perspektive eine Normalität, oftmals in weiterer Folge auch eine „Unmarkiertheit“ zugeschrieben und zugesichert wird („*Ver-Sicherung*“ (44, Herv. i. Orig.)).

Während Link v.a. im Kontext von präskriptiven „protonormalistischen“ Diskursen kritisch diskutiert, dass „Normalität“ und „Normativität“ durchaus voneinander durchdrungen sein können (57-58), finden sich genauso in anderen Bereichen komplexe Verhältnisse zwischen „Normalismus“, „Normalität“ und „Normativität“. So offenbaren sich vor allem medizinische Kontexte, die ohnedies zu den frühen Spezialdiskursen des „Normalismus“ zählen (20), als machtvolle Räume, in denen „Normativität“, „Normalität“ und „Normalismus“ eng verwoben sind. Wie Helga Kelle etwa zur komplexen Verwendung von „Normalisierung“ in pädagogischen Diskursen zur Kindheit ausführt, wurden lange Zeit (und werden z.T. nach wie vor) Kinder mit Lernschwierigkeiten oder anderen Beeinträchtigungen kognitiver Natur (z.B. neurodivers) entlang normalistischer Daten denormalisiert (i.e. als „behindert“ markiert), um sie entsprechend normativer (i.e. *able-minded*) Vorstellung von „Normalbiografie[n]“ (Köbsell 2010: 22) zu „normalisieren“ (Kelle 2013: 18f.). Sichtbar dem medizinischen bzw. individuellen Modell verschuldet, das Behinderung als rein „persönliches Problem“ und nicht als gesellschaftlich produzierte, machtvolle Kategorie versteht, gehen in dem

Beispiel normalistische Diskurse und Normativität Hand in Hand, da zum einen die Stabilität der Kategorie „Behinderung“ entlang von statistischen Daten belegt wird und zum anderen *able-bodied* und *-minded* Lebenskonzepte in ihrer vermeintlichen Normalität als „Normalbiografie“ affirmiert werden.

Im Kontrast zu positivistischen Perspektiven auf Normalität und normalistischen Diskursen, die die Verdattung als vermeintlich sichtbare Belege von Wahrheiten jenseits von Machtproduktion instrumentalisieren, offenbart sich in diesem Kontext oftmals ein komplexes Zusammenspiel aus „Normalismus“, „Normativität“ und naturalisierter „Normalität“, indem sich ein Bereich auf den anderen, wenn sie sich alle nicht sogar jeweils interdependent aufeinander stützen. In dieser Hinsicht können beispielsweise statistische Aufschlüsselungen demografischer Entwicklungen (Scheidung aufgrund reduzierter Emotionalität) normativ wirkende Vorstellungen (Ehe baut auf romantische Liebe auf) (Meyer 2011: 331; Nave-Herz 2012: 36) speisen, indem ihr Status als natürlich, da „normal“ affirmiert wird (die Vielzahl der Fälle belegen die „Normalität“ dieser Konzeptualisierung), selbst wenn historiographische Untersuchungen solch essentialistische Deutungsmuster problematisieren (z.B. vormodernes Konzept von Ehe als Vertrag) (u.a. Hausen 1976). Keineswegs dürfen derartige Diskursfragmente des „Normalismus“ monokausal für gesamtgesellschaftliche Entwicklungen verantwortlich gemacht werden. Vielmehr verdeutlichen derartige Beispiele, wie Normalitätsvorstellungen aufgrund der hegemonialen Akzeptanz von „Normalismus“ als Dispositiv moderner Gesellschaften von diesem (re)produziert und letztlich naturalisiert werden. Entsprechend sind normalistische Diskurse keinesfalls Orte der Wahrheit abseits jeglicher Machtproduktion, sondern sie sind „nichts anderes [...] als die Gesamtheit aller sowohl diskursiver wie praktisch-intervenierenden Verfahren, Instanzen und Institutionen, durch die in modernen Gesellschaften ‚Normalität‘ [...] produziert und reproduziert werden“ (Link et al. 2003: 11).

Ogleich nicht unmittelbar mit normalistischen, sprich verdateten Diskursen konfrontiert, sind es vor allem die hegemoniale Normalitätsverständnisse, die im- (oder gar ex)plizit nicht nur gelebte Alltagsvorstellungen als auch -erfahrungen von Familie prägen, sondern genauso die wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit familialen Beziehungen. So debattieren mittlerweile seit Jahren die diversen Einzeldisziplinen im (deutschsprachigen) Wissenschaftsdiskurs über die Möglichkeiten sowie Einschränkungen, die grundsätzlich mit der Verwendung des Familienbegriffs einhergehen, da dieser zugleich offen und vieldeutig wie auch überdeterminiert und engführend ist (Marbach 2008: 15; Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018: 489). Insbesondere die Engführung des Begriffs auf normative Bilder der Kleinfamilie birgt Grenzen und methodologische Engpässe (Stelzig-Willutzki/Weidtmann 2018: 44-49), die in weiterer Folge die argumentativen Mechanismen des

Mainstreamdiskurses reproduzieren. Indem die Diskussionen zu familialen Gruppierungen in erster Linie über die Linse der „Kleinfamilie“ strukturiert werden, können andere Konstellationen nur im Rückbezug auf „Kleinfamilie“ und der Unterscheidung zu dieser gelesen werden, sodass (zumindest implizit) der normative und normalistische Status dieser Familienkonstellation re-affirmiert wird: Selbst um entlang von „Diversitätsdiskursen“ die Pluralität von Familien zu diskutieren, wird die „Kleinfamilie“ abermals normativ ins Zentrum gerückt (Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018: 501-502).

Um derartige Reproduktionsleistungen zu vermeiden, jedoch den „Familienbegriff“ weiterhin produktiv nutzbar zu machen, schlägt Nave-Herz in verschiedenen Kontexten vor (u.a. Nave-Herz 2010, 2012, 2018), „Familie“ aus „makrosoziologische[.] Perspektive [...] als eine soziale Institution [zu verstehen] [...], die bestimmte Leistungen für die Gesamtgesellschaft erbringt“, während mikrosoziologisch diese „als ‚eine Gruppe besonderer Art‘“ gefasst wird, die „durch eine spezifische Binnenstruktur“ zwischen den Mitgliedern geprägt ist („Emotionalisierung, Intimisierung und Exklusivität“). Im Konkreten können wir dann von „Familie“ sprechen, wenn hier (1) eine „Generationsdifferenzierung“, wie die von (Groß-)Eltern / Kindern u.ä., vorhanden ist, in deren Kontext (2) „Reproduktions- sowie [...] Sozialisationsfunktion“ übernommen werden (Nave-Herz 2018: 123-124). Derartige Ansätze, die dem „klassischen Funktionalismus“ (Wonneberger/Stelzig-Willutzki 2018: 491) geschuldet sind, versuchen, im Kontext von funktionalistischen Definitionen die Nützlichkeit als eigenständige Kategorie (u.a. Vergleiche zwischen Zeitperioden) zu erhalten. Dadurch, dass die konkrete Auslegung der Gruppe und ihrer Funktionen entlang von spezifischen historischen und soziokulturellen Wertvorstellungen erfolgt, rückt in der analytischen Betrachtung die Relevanz von Normativität und Biologismen in den Hintergrund (u.a. Archard 2015: 64-65).

Doch selbst derartige Definitionsversuche sind nicht davor gefeit, kulturelle Normen zu reproduzieren, wie sich beispielsweise in dem Bemühen der Autorin zeigt, Familie als besondere soziale Formation zu definieren und ihre Grenzen zu schärfen, indem jene im Kontrast mit u.a. „[d]yadische[n] Lebensformen“ (Nave-Herz 2010: 42) gestellt wird. Diese stechen in ihrer Aufzählung verschiedener sozialen Gruppen deutlich heraus, da sie die einzigen sexuellen, romantischen bzw. intimen Lebenskonzepte darstellen. Geprägt von hetero- bzw. homonormativen Diskursen (u.a. Duggan 2003; Edelman 2005) reproduziert ein derartig knapper Verweis auf Paare eben solche Muster, da andere gelebte sowie historische Lebenskonzepte von sexuellen, romantischen bzw. anderweitig intimen Beziehungen (u.a. polyamourös) auf diese Weise alteritiert, wenn nicht sogar unsichtbar gemacht werden. Obgleich die Autorin in späteren Publikationen mit Verweisen auf Polygamie die ursprüngliche Auslegung ihres Konzepts anpasst (u.a. Nave-Herz 2018: 126), belegen derartig reproduzierende Elemente innerhalb wissenschaft-